

# SOMMER FABEL

Roman  
Lenny Löwenstern



# Sommerfabel

Josefines Notizbuch und die  
Geheimnisse der praktischen Welt

Roman

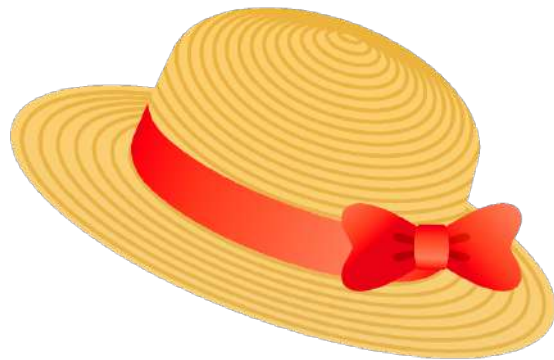
Lenny Löwenstern

Die handelnden Personen sind selbstverständlich erfunden. Das gilt aber nicht für die erwähnten Orte, die existieren wirklich. Auch wenn ich mir aus dramaturgischen Gründen die eine oder andere Änderung erlaubt habe. Bernburg freut sich auf einen Besuch. Vielleicht findest du das eine oder andere wieder. Die Magie allerdings findest du nicht in Gebäuden und an Orten, du findest sie vor allem in dir selbst. Dort musst du suchen.

Bernburg liegt in Sachsen-Anhalt, es wird doch nicht sächsisch gesprochen, sondern eine Mischform der nordost-thüringischen und der mark-brandenburgischen Mundart. Es klingt annähernd brandenburgisch-berlinerisch. Da dieser Umstand in die Irre führen könnte, habe ich auf Dialekt weitgehend verzichtet.

(c) Lenny Löwenstern / Bernburg / Version 1.0

# Teil 1



# 1. Luftzug mit Hutgeruch



Josefine: »Was machen Sie da?«

Mücke: »Saugen.«

Josefine: »Unterstehen Sie sich, ich schlafe.«

Mücke: »Schlafen Sie recht schön weiter.«

Josefine: »Nein!«

Mücke: »Wenn ich sanft sauge, hört man mich nicht.«

Josefine: »Das könnte Ihnen so passen.«

Mücke: »Nur einen Tropfen noch.«

Josefine: »Aufgepasst! Ich spüre genau, wo Sie sitzen.«

Mücke: »Von wegen. Es gibt nichts Leichteres als mich, das ist ja mein Trick.«

Josefine: »Wetten?«

Mücke: »Um was?«

Josefine: »Ihr Leben.«

Josefine: »Na?«

Josefine: »Rechter Oberarm!«

Mücke: »Oh!«

Der Morgen kroch milchig aus der Nacht hervor. Traumselig schlüpfte er aus dem Dunkel und übernahm verschlafen die Regentschaft. Ein paar Wolken wirkten für eine Weile wie die Fetzen der Nacht, machten sich aber davon. Und dann hielt das Blau Einzug. Nicht mit Fanfaren, dazu war es zu raffiniert. Es rollte auf sanften Polstern über das Firmament, wurde stündlich

immer kräftiger. Aus einem tristen Einheitsgrau schälte sich nach und nach ein prächtiger Tag heraus. Und mit ihm kam die Hitze. Die große Hitze. Die größte gemessene Hitze für einen Sommertag in Deutschland des Jahres 2018. Es gab kein Ent-rinnen. Nicht heute. Nicht an diesem Dienstag.

Josefines Tag begann zwei Stunden nach Mitternacht und fiel auf den Anfang der Dämmerung. Die tropische Nacht im Ver-bund mit einem überaus lästigen Insekt hatte sie weit vor Sonnenaufgang aus dem Bett getrieben. Obwohl ihr kleines Hutgeschäft heute ausnahmsweise zugesperrt bleiben würde. »Wegen Heißzeit geschlossen« hatte sie mit bunten Kreiden auf eine Schiefertafel geschrieben. Diesen freien Tag wollte sie un-bedingt auskosten. An die Arbeit würde sie heute nicht denken. Das hatte sie sich vorgenommen. Josefines Werkstatt, die gleichzeitig ein Lagerraum war, gelang es nämlich mühelos, noch heißer als das Wetter draußen zu sein. Josefine wollte nicht nur ihren Tag auskosten und die angekündigte Hitze irgendwie überleben. Da war noch etwas anderes, etwas Wichtiges, dem sie nachspüren musste. Eine Sache, die ihr zunehmend keine Ruhe mehr ließ. Eine Sache, die mit dem Meer, mit Strand, mit Segeln und Wellen zu tun hatte und die in die Vergangenheit reichte.

Josefine war nicht einfach nur dünn, sie war viel dünner. Stell dir den dünnsten Menschen vor, den du je gesehen hast und dann zieh noch ein großzügiges Drittel vom Umfang ab. Manche Leute nannten Josefine daher ein Gestell. Die das taten, das waren die Gemeinen. Auf ihre Freundin Henni, die zweifellos zu

den Guten zu rechnen war, wirkte Josefine mehr wie dahingehaucht. Wie ein Luftzug mit Hutgeruch, wie Henni sich auszudrücken pflegte. Dabei roch Josefine gar nicht nach Hüten, und schon gar nicht nach altem Stoff. Sie zog es vor, sich als Veilchen zu tarnen. Allenfalls ein Hauch von Zitrone durfte ihren duftenden Auftritt noch begleiten.

Nehmen wir es, wie es ist: Josefine war als Gestell geboren worden und blieb auch dabei, eines zu sein, als sie in das Berufsleben eintrat. Oder sagen wir besser, als sie zum ersten Mal in eine Werkstatt tapste. Sie war sofort verliebt, hutverzückt und hutversessen. Da war sie sechs Jahre alt gewesen. Seitdem war Josefine nie mehr ohne Hut aus dem Haus gegangen. Schon als sie noch ein Mädchen gewesen war, und mutmaßlich weder über Stil noch Geschmack verfügte, trug sie ihre jeweilige Lieblingskopfbedeckung stolz daher oder bei Wind unter das Ärmchen geklemmt mit sich. Das signalisierte jedem sofort, was von ihr zu halten war. Sie war eine Prinzessin. Im Kindergarten kam das bei den Jungs zwar nur mittelprächtigt an, doch wenn es hart auf hart ging, dann ließ sich ein Hut auch als Schlagwaffe verwenden. Das war ganz einfach, indem man einen härteren Gegenstand, zum Beispiel eine gefüllte Plastikflasche hineinlegte; die talentierte Josefine hatte dafür extra eine Tasche eingenäht. Das hatte man als Hutliebhaberin zu wissen. Manches Backpfeifengesicht bot sich freies Herzens an und wurde mit dem schlagfertigen Hut gern bedient.

Eine wie sie übersieht man gern mal. So mancher wurde davon schon überrascht. Spätere Wechsel der Ernährungsgewohnheiten (ihre Diäten) vermochten an ihrer körperlichen Erscheinung nichts mehr zu ändern. Sie war keineswegs krank oder

magersüchtig. Die Natur hatte es mit ihr eben so eingerichtet. So blieb Josefine ein Luftzug, der sich als junge Frau von inzwischen 29 Jahren manifestierte.

Doch eine solche Figur ist für vieles gut. Im Beruf half sie dabei, auf Leitern hochlagernde Rohlinge zu erreichen. Sie hatte selten Probleme mit Gepäckablagen, eher mit schweren Koffern. Und sie konnte Eis schneller zum Schmelzen bringen, indem sie es sich hoch über den Kopf hielt (da war es der Sonne näher). Was allerdings eine ziemliche Ferkelei ergab. Sie war hochgewachsen und dürr. Auch ihr Gesicht war schmal, das ansonsten ein durchaus bezauberndes und zartes Gesicht war. Es trug einen speziellen Josefine-Blick in die Welt. Eine Mischung aus fragend und Ich-war-das-nicht. Hätte jemand einen Vorwurf in ihre Richtung geäußert, wollte sie sich quasi schon im Vorwege schützen. Es könnte ja noch jemand versuchen. Auf diese Weise half das Gesicht. Es sagte: »Versuch es erst gar nicht. Ich glaub es eh nicht. Außerdem habe ich nichts damit zu tun. Das siehst du ja. Wieso fragst du mich?« Den Blick hatte sie schon als Kind gehabt, der war nicht mehr zu ändern. Verträumt und bockig hatte man sie als Mädchen genannt. Das Bockige war mit der Zeit gewichen. Aber das Haar ...

Da alles an ihr dünn war, müsste das eigentlich auch für ihr Haar gelten. Das sollte man jedenfalls meinen. Doch erstaunlicherweise war dieses annähernd dünnste Haar der Welt wie aus Draht gemacht. Zumindest schien es so. Biigsam in alle Himmelsrichtungen, frech abstehend und stets zu erstaunlichen Volten bereit. Keinem Meistercoiffeur wäre Ähnliches jemals eingefallen oder unter den Kamm gekommen. Ihr Haar benahm sich, als sei es auf der Flucht. Sie wusste nie, wo es morgen sein



würde. Gebogen, windschief, manchmal gekringelt. Ein Haar wie ein meinungsstarker voll besetzter Kindergarten, man kam einfach nicht dagegen an. Manchmal verfangen sich Blüten oder Blätter darin. Ein Moment des Kitzelns, der sich fast Übergangslos auflöste in das sanfte Gefühl, vom Himmel berührt zu werden. Kein Klopapier war jemals derart so weich gewesen.

Ein einziges Blatt im Haar, zwei wären möglicherweise noch ausdrucksstärker, kann einem das Gefühl verleihen, einen Hut zu tragen. Denn mit der Quadratmeterfläche der Bedeckung hatte Huttragen nichts zu tun. Davon verstand sie etwas. Hier ging es ums Prinzip. Selbst teuerste Designerhüte konnten winzig sein, das genügte, um ihre Trägerin wohlbehütet durch den Tag zu begleiten, wenn nicht sogar, um sich königlich fühlen. Das alles schafft ein einziges, zufällig herabgefallenes Blatt, man muss es nur spüren wollen. Und man musste das Glück haben, zur rechten Zeit unter einem fallwilligen Baum zu stehen. Absichtlich drauflegen, das ging gar nicht.

Seitdem Josefine das alles wusste, pflegte sie mit einem Strohhut auszugehen. Jedenfalls im Sommer. Den für ihr schmales Gesicht eigentlich zu großen, breitkrempigen, aber angenehm leichten Deckel hatte sie aus Seegrasstroh handgeflochten. Den alten Rest eines Taus hatte sie drum herumgeschlungen und in einer Schleife enden lassen. Der hielt mehrere Jahre, wenn er gut gepflegt wurde.

Josefine war Putzmacherin, die moderne Bezeichnung einer Modistin für ihren Beruf lehnte sie ab. Sie arbeitete in einer großzügigen Werkstatt mit einem wenige Quadratmeter großen angeschlossenen Ladenlokal, das mit Fug und Recht Atelier genannt werden durfte. In einer unbedeutenden Neben-

straße entwarf, fertigte und verkaufte Josefine Damenhüte und Kopfbedeckungen aller Art. Das kirschrote Haus am Hang zur Saale hin hatten die Eltern ihr hinterlassen. Josefine wohnte in der Werkstatt, in der früher ein Bürstenbinder gearbeitet hatte. Einige seiner Hinterlassenschaften fanden sich noch immer in verstaubten Höhenregalen, in Kisten und natürlich auch im Keller, den Josefine aber nie betrat.

Auf der robusten Werkbank stapelten sich die Materialien: Samt und Seide, Filz und Tüll, Pelz und Kordel, Feder und Schleier, Stoff und Gardine, Stroh und Seidenblume, Band und Nadel. Ihre Werkzeuge waren verschieden große Bügeleisen, Scheren, die Hutpresse, hölzerne Hutstumpen und eine unübersehbare Anzahl von Kleinwerkzeugen. Auf Regalen lagerten Rohlinge und die fertiggestellten Hüte, die auf ihre Individualisierung warteten. Die Welt der Hutschachteln war eine bunte Welt. Neben Pastelltönen war vor allem Rot gefragt. Am besten gingen Streifenmuster und Rosenmotive.

Ein Hut macht aus dir einen anderen Menschen. Aber nicht jeder mag das. Wer will schon irgendjemand anders sein – und so plötzlich? Besser man findet den richtigen Hut, dann kann man sich unbesorgt verwandeln. Und wer keinen findet, der lässt sich seinen Hut eben machen. Denn ein Hut verdoppelt die Ausstrahlung seiner Trägerin ohne Weiteres um mindestens das Doppelte. Ohne dass man sonst noch etwas tun müsste.

Im hinteren Teil der Werkstatt schlossen sich eine offene Küchenzeile und ein schmuckloses Schlafzimmer an. Weitere Räume beanspruchte Josefine nicht. Im ersten Stock des hundert Jahre alten Gemäuers lebte die Familie Reppekus, von ihr gern als Reppeküsse titulierte. In der Etage darüber in einer Drei-

raumwohnung die Eheleute Kurz und schließlich im Dachgeschoss die alte Frau Käsebein. Die wohnte schon vor der Wende im Haus. Zahlte wenig Miete, war aber mit ihren neunundachtzig Jahren Lebenserfahrung eine wichtige Ratgeberin für Josefine. Anita Roswitha Käsebein hatte in jungen Jahren unter anderem im sozialistischen Ungarn als Tänzerin glanzvolle Auftritte hingelegt. Aber das war lange vorbei. Inzwischen saß sie im Rollstuhl. Das war auch der Grund, warum Josefine vor zehn Jahren den Fahrstuhl außen am Haus hatte anbringen lassen. Finanziell war das ein Verlust gewesen, doch wollte sie weder eine behinderte alte Dame vor die Tür setzen, noch ihre tauglichste Ratgeberin verlieren. Das finanzielle Opfer hatte also sein müssen. Im Übrigen nutzte sie den Fahrstuhl selbst, nämlich, um damit auf die gemeinschaftliche Dachterrasse zu gelangen.

Den Lebensunterhalt finanzierte die Hutmacherin aus dem Mietzins und dem Rest des Erbes. Ihr Handwerk brachte zu wenig dafür ein, war kaum kostendeckend. Wer kaufte heute noch Hüte? Und das in der Bernburger Provinz, in einem so abseitig gelegenen Laden, der nicht einmal den Ansatz einer Neonreklame besaß. Aber es war und blieb ihr Handwerk, von dem sie nicht lassen wollte. Material durch die eigenen Hände laufen zu lassen, zu formen, sich kreativ auszudrücken. Ihr größtes Glück war es, einen Menschen zu sehen, der stolz mit einer ihrer Kreationen unterwegs war. Sie erkannte die von ihr gefertigten Hüte schon aus weiter Ferne. Dazu musste sie nicht in die Innenseite sehen, wo ihr Name und die Adresse eingeklebt waren. Eine Praxis, die sie sich übrigens für viele Gegenstände in ihrem Besitz zu eigen gemacht hatte. Man konnte nie wissen.

Und ihr Handy? Nö, Handys waren Josefines Welt nicht. So viel Technik in einem kleinen Kasten war der Hutmacherin nicht geheuer. Schon gar nicht die Tatsache, dass man Dutzende Fotoalben oder eine mittelschwere Bibliothek in einem Handy aufbewahren konnte, diese aber weder riechen noch betreten konnte.

»Wenn du so altmodisch bist«, hatte ihre beste Freundin Henni gemeint, »nimm doch ein Handy mit Stift. So was gibt es auch.«

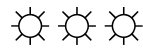
Ja, klar. Mit einem Stift auf einem Telefon herumkritzeln. Wie doof war das denn? Wer hätte neunzehnhundertachtzig geglaubt, dass man in der Zukunft mit einem Telefon Briefe verschicken können. Aber dann war das Fax in Mode gekommen, als Zwischenstufe. Ach Gott nee, wie lange war das jetzt her?

Als es dämmerte, verließ Josefine ohne ein Frühstück ihre Wohnung. Sie schlüpfte aus der unverschlossenen Haustür und ließ sich vom Rest der Nacht umfassen. Diese Berührung war überraschend kühl. Als hätte jemand die Welt über Nacht im Kühlschrank aufbewahrt, waren die Temperaturen um 5 Uhr in der Früh durchaus auszuhalten. Aber wirklich frisch war es nicht, und insoweit entsprach die Realität dem Bild vom Kühlschrank. Es roch nämlich auch so. Ein wenig abgestanden, noch feucht und durchsetzt vom nächtlichen Atem der Bäume. Hinter ihr klapperte etwas über die unebene Pflasterung, die wie fast überall in der Stadt von Baumwurzeln angehoben war. Es klang nach einem Rollkoffer. Seltsam, wer war da schon unterwegs? Fahren überhaupt schon Züge? Hauptsache, sie würde nicht auf

einen Engländer treffen, was ohne jeden Zweifel ihre größte Angst war.

Die Glutröte der morgendlichen Sonne schnitt gleich in der ersten Stunde mächtig auf und tat, als stammte sie aus einem glutheißen Vulkan. Ein aufgedreht hitziger Gruß war das und gleichzeitig ein Vorgeschmack auf die zu erwartende Hitze des Tages. Wolken bekäme man heute nicht zu sehen.

## 2. Ein glänzendes Morgenfrüh



Oh ja, der frühmorgendliche Himmel wirkte überraschend zart und durchlässig. Er schien wie hingeworfen, war noch nicht von Blicken benutzt. Man hatte das Gefühl, durch ihn hindurch bis in den Weltraum schauen zu können, so grazil war er. Waren da nicht noch Sterne sichtbar? Ein Blau der vorsichtigeren Art, das bestenfalls zu erahnen war. Es war nicht kräftig und fest genug, um etwas darin einzuwickeln. Ein poröser Himmelshauch, mädchenhaft spärlich. Fast ein Himmelsnegligé.

Derart freizügig war Josefine selbst allerdings nicht unterwegs. Sie trug ein weißblaues Streifenshirt, eine sogenannte Marinière, dazu ausgebleichene Jeans, deren Passform zugunsten der Bequemlichkeit zurückstehen musste. Vor ihrem Bauch befand sich, wie immer, wenn sie unterwegs war, ein kastenförmiger Laden aus lackiertem Holz. In dieser Aufmachung ließ sich ein Sommerleben in der heißesten Stadt des Landes noch halbwegs bewältigen. Eine Sonnenbrille brauchte Josefine nicht, für den nötigen Schutz sorgte der ausladende Hut. Seine Trägerin zog sich nur für sich selbst an und erreichte wohl eben dadurch eine gewisse Leichtigkeit. Schuhe machten ihr zwar Spaß, doch wollte sie es damit nicht übertreiben. Wer einmal auf den Schuhtrip kam, der war verloren für den Rest seines Lebens, der hörte nie wieder auf. Zu viele furchtbare Geschichten hatte sie darüber gehört. Sie trug himbeerfarbene Segeltuchschuhe einer Marke mit Stern und

mit dicken weißen Schnüren. Ergänzt wurde ihr Auftritt durch Dinge, die sie unterwegs fand, die einfach herumlagen und keinem zu gehören schienen, die sich aber zu einer Zweckentfremdung eigneten, was im Übrigen auch ihr Budget schonte. So wie dieser liegen gebliebene Hosenträger mit den Farben der Trikolore, den sie unten am Fähranleger hatte hängen sehen. Sie nahm ihn mit, um später vielleicht einen Gürtel daraus zu fabrizieren. »Himmel und Sterne! Der kommt mir gerade recht.«

Josefine war so früh unterwegs, weil nur diese ersten Stunden des Tages ein wenig Abkühlung versprachen. Der morgensonnenfrühe Tag hielt noch den einen oder anderen kühlen Hauch versteckt. Es würde heiß werden. An Schlaf war angesichts der tagsüber herrschenden Backhitze ohnehin nicht zu denken. Unabwendbar hatte sich ihr Schlaf-Wach-Rhythmus den Sonnenauf- und -untergängen angepasst. Ihr Körper zwang sie dazu, möglichst nur während der kurzen Dunkelphasen zu schlafen. So hatte es sie gleich nach Sonnenaufgang ins Freie gezogen.

Josefine nahm den abschüssigen, gepflasterten Weg zur Saale hinunter. Sie tanzte die Bärstraße hinab, die sie vollständig für sich allein hatte. Dabei pflegte sie sich wie ein Storch zu bewegen. Eines der langen Beine wurde vorsichtig vor das andere gehoben. Da war ein gesundes Misstrauen dem Untergrund gegenüber. Sie wusste ja nie, worauf sie treten könnte. Je länger es gelang, das vollständige Aufsetzen des Fußes zu verzögern, desto mehr Zeit blieb, um Gefahren zu erspähen. Was das für Gefahren sein konnten? Denken wir an

Glasscherben, Drahtschlingen oder Reste davon, Mauselöcher, Ameisen, Wanzen und anderes Kleingetier. Kackhaufen, Baumstämme, Pfützen, sofern die Wetterlage welche hergab, Ritzen in Gehwegplatten, durch Baumwurzeln angehobene Bereiche des Trottoirs, unfachmännisch gepflasterte Wegbereiche, Nüsse, Pistazienschalen, Zigarettenstummel, Taubenfedern...

Federn ...

Die Brücke zu ihrer Rechten überquerte sie nicht, die befand sich zu dieser Stunde noch fest in Taubenhand. Stattdessen bog sie links ab und spazierte eine Weile am Saaleufer entlang. Als die ersten Sonnenstrahlen ihre Haut berührten, setzte sich Josefine auf eine Bank, der die Nachtkühle eben verloren ging. Sie spürte den kühlen Hauch noch einen Moment lang.

Josefine saß kerzengerade, die Spinnenbeine wehrhaft nach vorn gerichtet. Ihre Knie zeichneten sich waffengleich unter der Jeans ab. Voraus das Wasser. Zeit für das Frühstück.

Wohl denn, viel würde sie zu dieser Zeit nicht herunterbekommen. Doch der Magen war nachtleer und verlangte danach, gefüllt zu werden. So öffnete sie ihren wunderbaren Bauchladen, der seit dem Tag, an dem sie ihn bekommen hatte, Luise hieß. Luise hatte ihr treue Dienste geleistet. Luise war eine verlässliche Begleitung mit einer gewissen Tiefe und reich an Schätzen. Josefine zog eine schwere Stulle hervor. Ein sorgfältig in altmodisches Butterbrotpapier gewickelter Dialog von Aldibrot und Nutella.

In direkter Folge der Mahlzeit – wo der Zusammenhang liegen könnte, möge sich jeder selbst ausmalen – begehrte ihr Haar



unter dem Strohhut auf. Eben mal zur Bürste zu greifen, wäre eine Option gewesen. Doch da näherte sich summend eine Biene. Setzte sich kitzelnd auf Josefines Haut.

»Was suchen Sie da?«

»Bin im Auftrag unterwegs.«

»Das denk ich mir. Sie werden doch kein Engländer sein?

»Nein, nein.«

»Also?«

»Süßes!«

Da war das emsige Insekt an die Richtige gekommen. Hautsüßer als sie konnte keine sein, wie Josefine fand. Tatsächlich hatte sie sich schon des Öfteren dabei ertappt, selbst an ihrem Arm zu lecken.

Der Leser wird sich jetzt natürlich fragen, ob Josefine noch alle Sinne beieinanderhatte. Ein Tier zu siezen, das ging mal gar nicht. Doch die unbekümmerte Josefine war der Meinung, dass Tiere und nicht nur Fremde – sie kannte von denen ja niemanden persönlich, nicht mal deren Namen – gleichermaßen auch Erwachsene waren, da geböte der Respekt zweifellos ein Sie.

»Dann tun Sie sich mal keinen Zwang an«, versetzte sie.

Doch der Brummer war schon fort. Was einen Hauch von Kränkung hinterließ. Man würde sie doch nicht etwa verschmäht haben? Welche Biene würde das tun? Ja, jetzt wäre es wieder praktisch gewesen, einen Namen zu kennen. Dann hätte man noch mal nachfragen können. So in der Art wie: »Kennen Sie Anastasia? Wo find ich die? Wir haben da noch was zu klären.« Oder eben ein anderer Bienename. Na, Pustekuchen.

Nach dem Namen zu fragen, war überhaupt oft eine gute Idee. Sie notierte den Einfall in ihr schwarzes eingebundenes Notizbuch, auf das sie einen Glitzerstern geklebt hatte. Dieses Wissen könnte einem auch anderswo nützlich sein. Deshalb wollte sie es festhalten. Es ging doch ganz entschieden viel zu anonym zu in der Welt. Ja gut, der Datenschutz. Aber im persönlichen Umgang, auf der Straße, in den Läden. Da waren so viele Leute und von den allermeisten wusste man ... ja was? Überhaupt nichts. Genau. Die Leute könnten sonst was sein, und waren es wahrscheinlich auch. Erschreckend oder?

Von sich selbst aber wusste man alles, oder? Moment, das stimmte auch nicht. Je verwickelter eine Persönlichkeit, desto öfter überraschte sie sich selbst. Was aber nur aussichtsreich klappen konnte, wenn es gelang, einen Teil der eigenen Persönlichkeit vor sich selbst zu verbergen. Wer das übertrieb, kannte sich selbst nicht mehr. Aber hatte wahrscheinlich öfter Spaß.

Das Notizbuch trug Josefine seit einer Weile ständig mit sich herum. Früher hatte sie viel gelesen. Sie war eigentlich immer schon buchbegeistert und buchbetört gewesen. Nach den üblichen Pferde-, Internats- und Zauberbüchern waren es leichtherzige Romane gewesen, die Josefines Gefallen gefunden hatten. In späteren Jahren kam auch mal etwas mit Anspruch dazu. Doch nun war es das handliche Notizbuch, das ihre Aufmerksamkeit hatte und das sie in ihrem Bauchladen verwahrte. Ihr kleines geheimes Buch maß A6. Darin gedachte sie alle Geheimnisse einzutragen, die die Welt ihr verriet. Und da die Welt voll von Geheimnissen war, wie jeder sich schnell überzeugen konnte, sollte Nachschub kein Problem darstellen.

Das Büchlein würde sie gewiss geschwind vollgeschrieben haben.

Der Koffer ließ wieder von sich hören. War das derselbe wie eine Stunde zuvor? Das wüsste Josefine gern. Auf einem Mauerrest am Fähranleger hatte sich eine mittelalte Blondine ausgebreitet. Neben ihr beanspruchte im geöffneten Zustand ein voluminöser anthrazitfarbener Rollkoffer den Platz auf dem Asphalt. Unzählige Gegenstände befanden sich bereits außerhalb des Koffers. Darunter ein Laptop und etwas, das wie eine Rolle aus Handtüchern aussah. Hier schien jemand einen Straßenflohmarkt vorzubereiten. Aber um diese Zeit? Josefine kam das miraculös vor. Das Rätsel klärte sich nicht auf, sondern verschwand nach und nach, nämlich in dem Maße, wie die Blondine die mitgeführten Gegenstände nach und nach wieder in dem Koffer verschwinden ließ. Alles folgte einer geheimen, für Fremde nicht zu entschlüsselnden Ordnung. Nachdem der Koffer endlich vollständig und ordnungsgemäß befüllt war, mühte seine Besitzerin sich, ihn zu verschließen, was ihr erst nach mehreren Versuchen gelang. Der Koffer war entweder zu voll oder zu alt oder seine Besitzerin mit ihm überfordert. Das war aber auch kein Wunder, bewertete Josefine die Szene. Wer einen halben Hausstand mit sich führt, muss überfordert sein.

Ein glänzendes Morgenfrüh entspann sich zwischen Himmel und Erde. Doch dabei würde es nicht bleiben. Die drückendste Hitze hatte sich schon einsatzbereit gemacht. Sie würde in Kürze über Stadt und Land herfallen und keine Milde kennen. Die Klügsten begannen sich bereits in Sicherheit zu bringen.

Und diejenigen, die so etwas gewöhnt oder einfach nur besser im Aushalten waren, eroberten die Stadt. Josefine setzte sich wieder in Bewegung und begab sich hinaus und an der Saale entlang.

Der Fluss dampfte, als hätte er eine Runde Frühsport hinter sich. Dabei ließ er sich nur gehen. Nichts ist träger als ein frühmorgendlicher Fluss. Dem ist es völlig egal, was da auf oder in ihm mitschwimmen will. Der legt sich so breit ins Bett, wie er nur kann. Und dann schweigt er. Die Welt geht ihn nichts an, das macht er deutlich. Er hätte es ja auch sagen können. Wollte er aber nicht. Er wollte, dass jeder es sofort sah. In gewisser Weise wirkte diese bleierne Trägheit herausfordernd. Kommt doch und versucht es, springt rein, klopft mit Ästen auf meinen Leib, leitet mich um, errichtet Staumauern oder sprengt mir die Biegungen und Ufer weg. Versucht es nur. Interessiert mich alles nicht. Ich fließe dann mal weiter.

Ein sperriges Reparaturfloß hatte über Nacht seine unversehrte Seite dem Ufer zugedreht. Jetzt bewegte es sich nicht mehr, als wollte es für ein Foto posieren. Was es tatsächlich auch tat. Das Floß mochte unscheinbar wirken. Dennoch war es für den Schiffsverkehr von Bedeutung. Kaum jemand sah es wirklich an, und doch landete es auf mindestens jedem zweiten Foto, das die Touristen hier schossen. Das Floß hätte also durchaus eine große Nummer bei Instagram sein können. So ungerecht ist Ruhm verteilt.

Unterhalb des Schlosses am Elektrizitätswerk und der ruinierten Mühle wurde die Saale aufgestaut und schwoll an. Doch es war zu dunkel, als dass Josefine hier an das Meer hätte denken können. Da half es nicht, sich mit der Zunge über die

salzigen Lippen zu fahren. Vermisste sie Georg oder nur das Meer? Ihr Verfloßener hatte ein kantiges Gesicht gehabt, beinahe römisch. Abgesehen von der struppigen Frisur, die er sich nicht ausgesucht hatte. Er trug ein fadenscheiniges Tuch um den Hals geknotet. Falls es eine Bewandtnis damit gehabt hatte, so hatte sie nie davon erfahren. Das Geschenk einer früheren Geliebten? Sie wusste es nicht.

Der Sechs-Uhr-in-der-Früh-Himmel konnte mit seinen späteren Inkarnationen noch nicht mithalten. Ausgewaschen und blass spannte er sich zaghaft über dem Horizont. Die Nacht hing da und dort noch an ihm dran, klammerte sich mit dunklen Fingern an den Rand des Tages, weil sie nicht verschwinden wollte. So als hätte sie etwas dagegen oder wollte ihn nicht zur Geltung kommen lassen. Nein, das war noch kein Blau. Ein kühler Hauch, der aus dem Auwald hervorkam, ließ Josefine an einen Gletscher denken. Eiswasserblau, das war die Farbe des Himmels zu dieser Stunde. Eine gemeine Hundstaghitze bereite ihren Einsatz vor. Der Plan war, sich vollumfassend und breitestmöglich auf die Stadt und das Umland zu legen. Und sie würde eine ganze Weile bleiben, nahezu Monate, das stand bereits fest. Denn hier lag es sich gut für sie.

Zwar war Luise anfangs immer im Weg, doch Josefine hatte sich an sie gewöhnt. Der Bauchladen wurde zu einem geräumigen Bestandteil ihres Lebens. Es passte viel hinein, und man hatte immer alles zur Hand. Nicht wie bei einem Rucksack, den man immer erst umständlich abschnallen und aufziehen musste. Der weiß lackierte Holzkasten diente ihr bei Gelegenheit als Tritt

oder als Sitzgelegenheit. In ihrer Fantasie hatte sie ihn sogar als Waffe gegen zudringliche Hunde eingesetzt oder als Herberge für verletzte Feldhamster geöffnet. Gebaut hatte ihn der verflossene Georg. Ihr Ex, der ein Seemann gewesen war. Zurückgeblieben waren Erinnerungen an das Meer, das so energisch blau gewesen war (wunderblau) wie heute der Himmel. Zurückgeblieben war auch ein Geschmack von Salz auf den Lippen, der nie verschwand, trotz der Süße ihrer Haut. Zurückgeblieben war ein Sack voller Erinnerungen.

Aus Treibholz war Luise gezimmert. Das Holz war so herrlich leicht, weil es einen Teil seiner Substanz über die dahingetriebenen Jahre dem Meer übergeben hatte. Georg hatte gesagt: »Nimm du mal die Kiste, da hast du alles bei dir.« Das hatte er gesagt und hatte sich selbst damit gemeint. Denn daraufhin hatte er seinen Seesack geschultert und war fortgegangen. Der Bauchladen war sein Abschiedsgeschenk gewesen. Als ihr das damals klargeworden war, hatte sie das Ungetüm mit den Fingerspitzen ganz nach oben auf den Küchenschrank bugsiert, um es dort in der Zeit zu vergessen.

In so etwas war sie ziemlich gut, im In-der-Zeit-Vergessen. Davon hatte Josefine in ihrem Leben reichlich Gebrauch gemacht. Dinge, Ideen, Termine, sogar ganze Hobbys tauchten manchmal erst Jahre später wieder auf. Sie war dann ehrlich überrascht. Den Teppich, den sie im Fahrradkeller liegen gelassen hatte ... Ihr Plan, ein Eiscafé zu eröffnen oder mehr für ihre Fitness zu tun ... Als sie ihren ersten Verehrer, den Vogelpeter, nach Jahren auf der Straße wiedererkannte, wurde ihr klar, dass sie durchaus auch wichtige Dinge manchmal vergaß. In der Zeit, denn später fielen sie ihr wieder ein.

Komisch, oder? Peter hatte sich seinerzeit natürlich gewundert, nie mehr von Josefine gehört zu haben. Er hatte es ihrer Verschrobenheit und vorgeblichen Vielbeschäftigung zugeschrieben. Kein Wunder, dass sie ihm davongeflogen war. Da war sie nicht die Erste gewesen. Sie allerdings hatte gar nicht mit ihm Schluss machen wollen, war durchaus zufrieden gewesen mit dem zarten Beginn ihrer für beide noch neuen Zweisamkeit. Aber dann hatte sie ihn in dem Tierpark, in dem er als angehender Pfleger gearbeitet hatte ... nun ja, kurzerhand vergessen. Und auch später nicht mehr an ihn gedacht. Schon doof, wie der sich damals gefühlt haben muss ... Aber wer weiß, was dadurch verhindert worden ist. Und für die Nachwelt so zum Besseren kam. Keiner kann das wissen. Ach ja, auch der Vogelpeter hätte das einsehen können. Eine Feder hätte er ihr dann dalassen können.

Die Sommerfabel erhältst du als eBook bei Amazon für 4,99 € oder kannst den Roman im Rahmen von Kindle Unlimited (KU) kostenlos ausleihen. Ein Paperback ist in Vorbereitung und wird überall im Buchhandel erhältlich sein.

<https://www.amazon.de/dp/B07NL82ZVC>

Wenn du wissen möchtest, woher die schönen Worte kommen, dann schau auf meiner Website vorbei:

<https://sternenvogelreisen.de>

